



Gesellschaft für christlich-jüdische  
Zusammenarbeit Dortmund e.V.

# Wiedersehen in Netanya

Jugendbegegnungen Dortmund–Netanya 2010 und 2012

Pfarrer Carsten Griese



**Herzlichen Dank an:**

- Liliach
- Adva
- Edna
- Amin

**Vielen Dank für die finanzielle Unterstützung an:**

- den Verein zur Förderung der Städtefreundschaft Netanya und Dortmund e.V.,
- die Evangelische Kirche von Westfalen,
- die Stadt Dortmund,
- die PSD-Bank Rhein-Ruhr.

# 1 Gespräche und Begegnungen in Netanya

Carina Rohden und Carsten Griese



Mit herzlichen Umarmungen und neugierigen Blicken wurde die Dortmunder Gruppe am Jugendzentrum im Industriegebiet von Netanya empfangen. Etwa 40 israelische Jugendliche im Alter von 13 bis 20 Jahren warteten hier auf die Freunde aus dem Ruhrgebiet. 2010 hatten sie sich erstmals in Netanya kennengelernt und zum Gegenbesuch nach Dortmund eingeladen. Jetzt gab es das Wiedersehen in Israel.

Adva Katz und Lilach hatten mit der Gesangs- und Tanzgruppe Tzeiry Hasharon und Mitgliedern des Jugendparlaments Netanya eine tolle Begrüßung für die Gäste organisiert.



Ein professioneller Gesangs- und Tanzauftritt, Spiele und deutsch-hebräischer Sprachunterricht standen auf dem Programm. Auch die Dortmunder hatten ein deutsches Lied und kleine Gastgeschenke im Gepäck. Durch das mehrstündige Programm im Jugendzentrum führten zwei Mitglieder des Jugendparlaments. Israelis und Deutsche hatten miteinander Spaß. Am Ende konnten alle in der fremden Sprache zumindest *Toda* oder *Danke* sagen.

Und die Gespräche am Vormittag zeigten auch: Die politische Beteiligung von Jugendlichen ist in Israel gut organisiert. So werden von den 13 weiterführenden Schulen in Netanya je zwei Vertreter in das städtische Jugendparlament entsandt. Sie machen sich für die Interessen der Jugendlichen ihrer Stadt stark. So entstand das Jugendzentrum im Industriegebiet auf Initiative des Jugendparlaments. „Das Parlament arbeitet gut für die Jugendlichen und sie haben in unserer Stadt politischen Einfluss“, sagte die Pädagogin Adva Katz.



Aus den regionalen Parlamenten werden wiederum Vertreter in den israelischen „Youth and Pupils Council“ entsandt. Der letzte Sprecher des israelischen Jugendparlaments war ein Schüler aus Netanya: Dean Zohar erzählte, dass die politische Arbeit interessant und lehrreich sei, aber auch viel Zeit in Anspruch nehme. Er war einmal wöchentlich in der Knesset, sprach mit Ministern und war mit beratender Stimme in den parlamentarischen Ausschüssen aktiv.

Während der Zeit in Netanya gab es viele weitere Treffen mit den israelischen Jugendlichen. Sie zeigten den Dortmundern ihre Stadt und verabredeten sich am Strand und in Cafés. Die deutschen Jugendlichen hoffen, dass es im kommenden Jahr ein Wiedersehen in Dortmund gibt.



Ein weiteres Treffen fand mit **Edna Spitzer**, der Partnerschaftsbeauftragten der Stadt Netanya, statt. Sie erklärte den Dortmundern die religiöse Bedeutung des Jom-Kippur-Feiertages und des Laubhüttenfestes. Für Netanya sei es wichtig, dass die wichtigsten jüdischen Feiertage auch als Feiertage in der Stadt gewürdigt würden. „Netanya ist eine religiöse Stadt“, so Edna Spitzer.

In den letzten Jahren seien 60.000 neue Einwohner aus Russland und 15.000 aus Äthiopien nach Netanya eingewandert.



Außerdem gebe es viele Zuwanderer aus Marokko, Algerien und Frankreich. In Netanya höre man deshalb neben Iwrit auch Russisch, Französisch und Amharisch. „Netanya ist eine stark wach-

sende Stadt, junge Familien ziehen zu uns“, erzählte Edna Spitzer. Die Kindergartenplätze ab 3 Jahren seien frei. Ältere Einwanderer empfinden es manchmal als Überforderung, die neue Sprache und die neuen Regeln zu lernen. „Man versucht den Einwanderern zu helfen, aber sie müssen sich letztlich selbst helfen“, so Spitzer.

Auch über die soziale und wirtschaftliche Situation informierte die Partnerschaftsbeauftragte die Dortmunder Gruppe: Die Preise seien gestiegen und die Menschen würden die Preisentwicklung beobachten. Aufgrund der hohen Spritpreise habe sich auch die Zahl der Radfahrer in Tel Aviv im letzten Jahr verdreifacht. Das durchschnittliche Monatseinkommen liege bei 8.500 Schekeln.



Auf die Frage einer Dortmunder Studentin, wie sie den Konflikt mit dem Iran erlebe, antwortete Edna Spitzer: „Ich bin ein Jahr älter als das Land und in Jerusalem geboren. Meine Eltern sind 1933 aus Deutschland geflüchtet. Wir haben auf dem Herzlberg gewohnt, der umzingelt war von Arabern. Meine Mutter hat mir erzählt, dass sie die Handgranaten unter meinem Kinderbett versteckt hat. So ist das Leben hier. Vielleicht bin ich in einem Jahr nicht mehr da und ihr werdet das aus dem Fernsehen erfahren. Wir sind von Feinden umzingelt, niemand will uns haben. Die Bibel erzählt, dass wir hier leben können. Man wünscht sich nur Frieden mit den Nachbarn, auch die Araber sind 2000 Jahre hier. Wir sind Ameisen, wir haben keinen Einfluss auf die große Politik. Es sind verrückte Leute, die oben stehen wie Hitler und Ahmadinedschad. Ich bin aufgezogen worden ohne Hass und habe meine Kinder ebenso erzogen“.

So ist das Leben hier. Vielleicht bin ich in einem Jahr nicht mehr da und ihr werdet das aus dem Fernsehen erfahren. Wir sind von Feinden umzingelt, niemand will uns haben. Die Bibel erzählt, dass wir hier leben können. Man wünscht sich nur Frieden mit den Nachbarn, auch die Araber sind 2000 Jahre hier. Wir sind Ameisen, wir haben keinen Einfluss auf die große Politik. Es sind verrückte Leute, die oben stehen wie Hitler und Ahmadinedschad. Ich bin aufgezogen worden ohne Hass und habe meine Kinder ebenso erzogen“.

## 2 Gespräch mit Thorsten Teichmann (Leiter des ARD Hörfunkstudio Tel Aviv)

Lars Hülsmann und Carsten Griese

Der Journalist Thorsten Teichmann empfing die Dortmunder Gruppe im ARD Hörfunkstudio in Tel Aviv. Er informierte darüber, welche Themen die Berichterstattung aus Israel bestimmen. Zurzeit sei das **Thema Iran** im Brennpunkt: Das iranische Atomprogramm werde nicht nur für zivile Zwecke forciert. Israel will durchset-



zen, dass es gar keine atomare Nutzung gibt. Nach Einschätzung Teichmanns „rasen Israel bzw. die internationale Gemeinschaft und der Iran zurzeit aufeinander zu“. Trotzdem gehe er nicht davon aus, dass es kurzfristig zu einem Krieg kommen werde. Teichmann glaubt, dass es mit einem Angriff nicht getan sei, um das iranische Atomprogramm auszuschalten. Er stellte die Frage, ob Israel wirklich in der Lage sei, auf solch eine weite Entfernung einen langen Krieg zu führen.



Ein weiteres Thema der Berichterstattung sei der **israelisch-palästinensische Konflikt**: Nach Einschätzung Teichmanns empfinden palästinensische Jugendliche, dass zu viele Worte gemacht würden. „Wir halten uns an die Spielregeln und das Land wird weiter zerstückelt“, höre er oft von seinen arabischen Interviewpartnern. Dabei gehe es für die palästinensischen Jugendlichen nicht nur um das Land, sondern vor allem um die rechtliche Gleichstellung. Ein Problem sei, dass die Pflichten für die israelischen Araber zunehmen, ohne dass sie rechtlich gleichgestellt würden. Die Mauer hat den Effekt, dass sich Israelis und Araber nicht mehr sehen. Sich zu treffen oder kennenzulernen ist nur noch in „Zone B“ möglich.

Die Terroranschläge seien seit dem Bau der Mauer zurückgegangen. An der ägyptischen Grenze ist ein weiterer 170 Kilometer langer Zaun geplant. Auf die Frage, wie er als Ostberliner die Mauer sehe, antwortete Teichmann: Vergleiche mit der Mauer in Israel und der Mauer in Ostberlin (wie auch Vergleiche mit dem Apartheidsstaat) gingen schief, denn sie „gehen auf Kosten der Opfer“.

Eine weitere Frage war, warum in den deutschen Medien fast nur über die Konflikte in Israel berichtet werde. Teichmann antwortete darauf, dass Nachrichtenjournalismus eben konfliktgesteuert sei. Bei dem Konflikt müsse man auch die Traumata der israelischen Bevölkerung verstehen (arabische Überfälle, Suezkrise oder München 1972).

Die Überlebenden des Holocausts hätten die Einstellung, dass Israel sich mit aller Macht gegen Feinde wehren müsse. „Wir können uns nur auf uns selbst verlassen“, höre er in Interviews.

Ein weiteres Thema der Berichterstattung sei die **interne Krise der Palästinenser**. Die Wirtschaft funktioniere nicht, man habe zu sehr auf Dienstleistungen gesetzt. Für diese Dienstleistungen brauche man aber Geld von Partnern. Der Konflikt zwischen Hamas und Fatah sei nicht gelöst, außerdem gebe es Flügelkämpfe der Hamas.

Ein viertes Thema ist die **israelische Innenpolitik**. Hier gehe es unter anderem um die anstehenden Wahlen und die soziale Situation: die israelischen Preise seien wie in Deutschland, das sei in Tel Aviv mit einem normalen Durchschnittseinkommen sehr schwer.

Als fünftes Thema der Berichterstattung nannte der Journalist das **deutsch-israelische Verhältnis**: Es sei kein normales Verhältnis. „Es wird immer die 6 Millionen Toten geben, die zwischen uns stehen“, so Teichmann. Der Journalist erzählte, dass im Sommer in Israel der Angriff auf Rabbiner Alter und die Beschneidungsdebatte im Fokus stand. Dabei wurde die Frage formuliert: „Was fällt euch ein, dass ihr uns sagen wollt, was wir mit unseren Kindern tun dürfen? Warum wollt ihr uns das vorschreiben?“ Über die NSU-Morde wurde erstaunlicherweise wenig berichtet. Die Berichterstattung in Israel sei selbstreflexiv: Wir und die anderen.

Es gab und gibt verschiedene deutsche Gruppen in der israelischen Gesellschaft: 1. die **„Jeckes“**, die deutschen Einwanderer, sie sprechen noch deutsch. 2. die **zweite Generation**: Sie fragen sich, wie sie – nachdem, was ihre Eltern im Holocaust erleiden mussten – je wieder ein normales Verhältnis zu Deutschen aufbauen können. 3. die **junge Generation** sieht die Möglichkeiten der deutsch-israelischen Beziehungen. Vor allem Berlin wird von jungen Israelis sehr positiv gesehen. „Die Republik Tel Aviv besucht die Republik Berlin“, so Teichmann.

Auf die Frage „Was gefällt ihnen an Israel?“ antwortete Teichmann: „Mir gefällt an Israel, dass das Land enorm kinderfreundlich ist. Es ist leicht, Freunde zu finden. Ich mag meine israelischen Freunde. Das Westjordanland ist landschaftlich sehr reizvoll“.

### 3 Gespräch mit Christa Zwilling–Seidenstücker (Gästehaus Beit-Ben-Yehuda, Jerusalem)

*Ruth Decker*

Christa Zwilling ist die Landesbeauftragte der Organisation Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF), die 1958 von Lothar Kreyssig und Franz von Hammerstein gegründet wurden. Sie leitet das Beit-Ben-Yehuda in Jerusalem und betreut die deutschen Volontäre. ASF fördert Jugendliche die einen Freiwilligendienst in Ländern wie Israel und Polen leisten wollen. Die Jugendlichen wollen Frieden stiften, indem sie beispielsweise in Altenheimen mit Holocaustüberlebenden arbeiten. Andere Projekte beinhalten die Betreuung von Kindern mit Förderbedarf oder die Arbeit in jüdisch-arabischen Schulen.

Um als Freiwilliger arbeiten zu



können, muss man sich beim ASF bewerben und sich für ein Projekt entscheiden. Es gibt sowohl Langzeitvolontäre, die für ein Jahr den ASF unterstützen oder auch mittelfristige Volontäre, die von März bis August im Ausland helfen. Bei der Arbeit geht es nicht um die Wiedergutmachung der Schuld, sondern darum, Verantwortung für den Frieden und die Versöhnung zwischen den Menschen zu übernehmen.

Seit 2001 kommen auch israelische Jugendliche mit dem Programm Kom-Mit-Nadef (auf deutsch: Freiwilliger stehen auf) nach Deutschland.

Die Angehörigen (zweite und dritte Nachfolgegeneration) von Opfern als auch Tätern sind oft mit den gleichen Problemen konfrontiert: Die Großeltern schweigen, und eine Aufarbeitung ist dadurch schwierig und teilweise unmöglich. Die Traumatisierung der Opfer ist nicht mit der nächsten Generation überwunden.

Auf unsere Frage, was sie an Israel liebe, antwortete Christa Zwilling: „Meinen Mann, wir diskutieren manchmal ob wir nach Deutschland zurückkehren wollen. Wir haben uns in Yad Vashem kennengelernt. Er arbeitet in der Gedenkstätte, und ich machte dort ein Praktikum. Ich liebe an Israel, dass nichts selbstverständlich ist und alles in Frage gestellt werden kann. Manchmal habe ich auch Heimweh. Ich mag die Buntheit und die kulturelle Vielfalt sowie die landschaftliche Schönheit. Ich wandere gern in der Wüste.“

### 4 Besuch von Yad Vashem in Jerusalem

*Alex Ruhnow und Gordelia Ruhnow*

Das 2005 neueröffnete Museum der Holocaust-Geschichte ist eine bedeutende Gedenkstätte für die 6 Millionen getöteten Juden im 2. Weltkrieg und besteht aus mehreren Gedenkorten, wie z. B. die Kinder-Gedenkstätte und die Allee der Gerechten unter den Völkern. Die „Allee der Gerechten unter den Völ-



kern" ist ein asphaltierter Weg, an dem links und rechts Bäume zum Gedenken an die Retter der Juden im 2. Weltkrieg gepflanzt wurden. Um in diesen Kreis aufgenommen zu werden, müssen vier Punkte nachweislich erfüllt sein:

1. Die betreffende(n) Person(en) muss ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt haben,
2. darf selbst nicht jüdischer Abstammung sein,
3. keine Gegenleistung seitens der Juden erhalten bzw. gefordert haben,
4. konkrete und nachweisliche persönliche Rettungsaktionen für Juden bzw. Teilnahme an solchen Aktionen.

Nach einer sehr kontroversen Diskussion wurden schließlich 1962 auch Oskar Schindler und seine Frau Emilie mit zwei Gegenstimmen in diese Allee aufgenommen. Ein erster Antrag auf Aufnahme scheiterte an der Vergangenheit Oskar Schindlers, da er Mitglied in der nationalsozialistischen Partei war und in Polen eine Firma von einem Juden ohne Bezahlung übernahm.

Das Museum selbst ist auf einem etwa 4.000 m<sup>2</sup> großen Grundstück erbaut und vermittelt einen Überblick über die Verbrechen der Nazis an den Juden in den Jahren 1933 bis zum Kriegsende 1945.

Vor dem Museum steht eine Gedenksäule, der „Heldentum-Pfeiler“, dessen Spitze die Inschrift „ZKOR“ (Erinnere dich) trägt. Im „Ohel Yzkor“ (Halle der Erinnerung) sind die Namen der größten Konzentrations- und Arbeitslager (z. B. Auschwitz-Birkenau, Theresienstadt, Dachau, usw.) aufgeführt. Eine Schale enthält die Asche von Opfern aus den Vernichtungslagern. Hier wird jeden Vormittag um 11.00 Uhr in einer kurzen Andacht ein Licht angezündet.

Nach dieser Einführung ging es für uns in das eigentliche Museum, welches in verschiedene Abteilungen unterteilt war. Unsere Führung ging durch eine große Halle, die in kleinere Räume aufgegliedert und in denen die Historie chronologisch dargestellt war.

Es befanden sich dort viele Tafeln mit persönlichen Geschichten; Bilder führender Parteimitglieder, Widerstandskämpfer und bedeutenden Opfern sowie Wahlplakate der NSDAP. Man konnte sich Interviews und Tonmitschnitte mit autobiografischen Erzählungen ansehen und -hören (u. a. erzählt Marcel Reich-Ranicki sehr detailliert aus seiner Zeit im Warschauer Ghetto), es gab Wände mit Fotos von Offizieren der Wehrmacht, hinter denen sich oftmals Briefe an die eigenen Familien verbargen.

Zumeist wurden die Schicksale durch Relikte der Betroffenen verdeutlicht. So lagen in einem Gang beispielsweise Bücher von u. a. Erich Kästner, Heinrich Heine, Sigmund Freud, Bertold Brecht, Ernest Hemingway, Albert Einstein, Rosa Luxemburg, Karl Marx und vielen weiteren Autoren.

In einem Raum war eine zerbrochene Brille ausgestellt, die von der Tochter zur Verfügung gestellt wurde, deren Mutter in Auschwitz vergast wurde. Als Kind wurde sie an der Rampe in Auschwitz von ihrer Mutter getrennt und konnte nur ihre Brille mitnehmen. Diese Brille übergab sie vor einigen Jahren

dem Museum mit den Worten: „Ich habe meine Mutter mitgebracht!“ Die Brille war, abgesehen von den Erinnerungen, alles, was der Tochter nach dem Krieg von ihrer Mutter geblieben ist.

Abschließend ist zu sagen, dass Yad Vashem nicht an einem Tag besichtigt werden kann. Es war zu umfangreich. Zudem wühlt das Gesehene so sehr auf, dass es schwer zu verarbeiten ist. Viele Stationen berührten stark, einige auch zu Tränen.

## 5 Gespräch und Führung mit Mia Diege (Leo Baeck Education Center, Haifa)

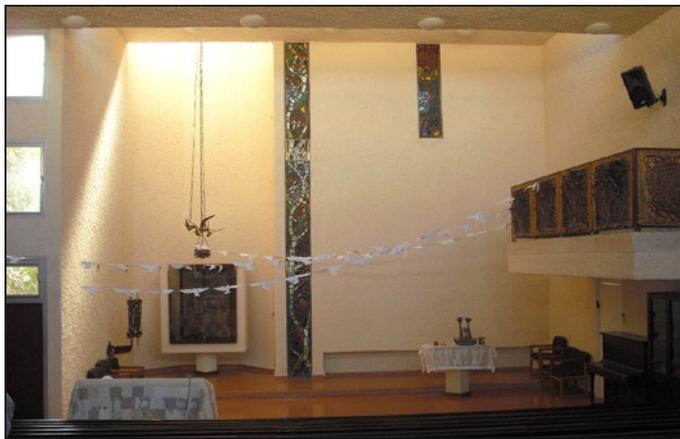
*Jonathan Dibbert*



Zur Leo-Baeck-Schule in Haifa gehen 2.500 Schülerinnen und Schüler von der Vorschule bis zur Oberstufe. Die Schule wurde im Jahr 1938 gegründet von dem jüdischen Rabbiner Elk und verkörpert die Werte des pluralistischen Glaubens, sozialem Engagement, akademischer Exzellenz und sozialer Gerechtigkeit. Die Schule startete als ein Kindergarten in einem sozialen Brennpunkt. Sie hatte einen gemischten Anteil an arabischen, jüdischen und drusischen Kindern. Wir wurden von Mia Diege, eine dänische Jüdin, die in England aufgewachsen ist und gerade neu den Job in der Internationalen Kommunikation der Schule angetreten hatte, durch das Haus geführt. Aufgrund der Feiertage hatten die Kinder Ferien, und es war sehr ruhig in der Schule.

Um auf die Schule zu gehen, müssen die Eltern der Schüler einen kleinen finanziellen Beitrag leisten. Jedoch zahlen die Eltern es gerne, da die Schule einen guten Ruf genießt und auch im Ranking als beste Grundschule in Haifa ausgezeichnet wurde. Die Kinder sind aus allen Glaubensgruppen und haben gemeinsamen Religionsunterricht, es gibt





in der Schule eine Synagoge, die für alle Schüler zugänglich ist. Die Schule ist besonders bekannt für ihre vielen jüdisch-arabischen Projekte und das soziale Engagement der Schüler (Clubs wie Theater, Musicals und Sport). Anschließend zeigte Mia Diege uns noch etwas, was es wohl an keiner deutschen Schule gibt: einen Raum in dem an die durch Anschläge getöteten Schüler gedacht wird und ihre Fotos an der Wand hängen. Glücklicherweise war der letzte Anschlag, bei dem ein Schüler dieser Schule getötet wurde, vor ca. 10 Jahren.



Auf die Frage „Was magst du an Israel?“ sagte Mia: „Ich mag die verschiedenen Religionen auf kleinem Raum und die damit entstehende Kultur.“ Sie sagte jedoch auch, dass sie Israel manchmal gar nicht mag, wenn etwas einfaches 10 Stunden braucht, was auch zehn Minuten dauern könnte. Das ist dann jedoch auch eine Herausforderung der verschiedenen Kulturen, und vielleicht ist sie ja doch einfach nur durch Ihre dänischen Wurzeln da etwas ungeduldig.

## 6 Bericht über das Gespräch mit Seev Jacob (Kibbuz Kfar Masaryk, Akko)

*Diane Aretz und Christoph Rösman*

Es ist ein schöner Samstagvormittag. Unser letzter Tag der Reise ist angebrochen und beginnt mit einem Gespräch mit dem Menschen, der am längsten im Kibbuz Kfar Masaryk lebt. Er ist 89 Jahre, Gründungsmitglied des Kibbuz, und uns ist bewusst, dass er schon viel erlebt hat. Ein Mann kommt langsam den Weg zu unserem Gasthaus entlang und winkt uns freundlich zu. Dann setzt er sich zu uns in den Sitzkreis vor unserem Häuschen, draußen in den Schatten der Bäume.



Willy Jakob, erzählt er, hieß er in seiner Jugend. Geboren ist er im Jahr 1923. Damals lebte er noch in Deutschland, in Berlin. Er hatte viele christliche Freunde, seine Familie war die einzig jüdische in der Umgebung. Und obwohl man sich kannte und vor 1933 keinen Grund hatte, diese Familie zu meiden, passierte dies nach der Machtergreifung Hitlers mehr und mehr. Für ihn und seine Eltern wurde klar: in Deutschland gab es für Juden keine Perspektive mehr. Er musste Deutschland verlassen. Seine beiden älteren Geschwister verließen Deutschland 1936/37. Willy Jakob emigrierte 1938 nach Palästina.

Möglich machte es die Organisation Jewish Agency, die in Deutschland die „Jugend Alliah“ organisierte. Diese Organisation kümmerte sich um Gruppen von Jugendlichen, die ohne ihre Eltern nach Palästina immigrierten. Alle Organisationen außer den jüdischen wurden von Hitler aufgelöst, sodass lediglich die Hitler-Jugend und ähnliches existierte. In der „Jugend Alliah“ wurden die Teilnehmer dazu erzogen, in fortschreitendem Alter nach Palästina auszuwandern und das Land Israel zu besiedeln. Allerdings wurde das Risiko für Juden in Deutschland so hoch, dass nicht mehr gewartet werden konnte, bis die Teilnehmer das geplante Alter erreichten. Deswegen musste unverzüglich gehandelt werden.



Seev Jacob, wie er sich heute nennt (abgeleitet von seinem deutschen Namen), erzählt von seinen schlimmen Minuten der Überquerung der Grenze nach Tschechien. Mit drei anderen Juden in seinem Abteil verließ er Deutschland mit dem Ziel Palästina. Plötzlich blieb der Zug ohne sichtbaren Grund stehen. Die vier Jugendlichen warteten auf ihren Plätzen. Zwei SS-Männer öffneten die Abteiltür und forderten die Passagiere auf, ihre Papiere zu zeigen. Alle Reisepässe beinhalteten den Judenstern und auf der letzten Seite die Einreiseerlaubnis nach Palästina. Dann verließen die Polizisten das Abteil. Die Juden blieben verängstigt zurück und wurden von qualvollen Gedanken erfüllt: Die Polizisten wussten nun, dass Willy Jacob und seine Mitreisenden Juden waren und welches Ziel sie verfolgten. Aber warum hatten sie nicht in die Koffer geguckt, die über ihren Köpfen auf der Ablage lagen? Vielleicht, weil den Polizisten egal war, was in den Koffern war, weil sie die vier jungen Juden in der nächsten Stunde ohnehin mitnehmen würden? Plötzlich machte der Zug einen Ruck und fuhr ein Stück, um dann wieder zum Stehen zu kommen. Eine unbestimmte Zeit verstrich, in denen Jacob Willy und seine Mitreisenden ratlos und voller Angst in dem Abteil saßen und sich nicht trauten sich zu bewegen – bis einer von ihnen ans Fenster trat und sagte: „Seht euch das an: Die Polizisten da, die tragen gar nicht unsere Uniform!“ Da war den vier Jugendlichen bewusst, dass sie die Grenze passiert hatten und dem Alptraum in Deutschland entfliehen konnten. Erst viel später erfuhr Jacob, dass ein Tag nach seiner Abreise, dem 8. November 1938, die sogenannte Reichskristallnacht passierte.



In Palästina angekommen kam er ins Kibbutz Gan Schmul. Zu der Zeit wohnten dort 15 Deutsche und 15 Österreicher. Alle Neuankömmlinge erwarteten die gleichen Aufgaben: Die Ausbildung der „Jugend Alliah“, die in Deutschland nicht abgeschlossen werden konnte, wurde hier innerhalb von zwei Jahren zu Ende geführt. Zudem wurde jeder für eineinhalb Jahre in der Agrarkultur ausgebildet. Dann durften die Kibbutz-Bewohner ausziehen und einen eigenen Kibbutz gründen oder ein anderes übernehmen.

Für eine Ansiedlung war die Voraussetzung, dass der Boden gekauft wurde; hier im Norden Palästinas war der Boden allerdings schlecht: versumpft und salzig. Die Juden, die Kfar

Masaryk aufbauten, waren hauptsächlich Menschen aus Tschechien und Litauen. Erst als ein tschechischer Ingenieur herausfand, dass es sich bei diesem „schlechten“ Boden um Tonboden handelt und man daraus rote Ziegel brennen kann, ändert sich die Lage des Kibbutz: Es wird eine Ziegelfabrik gebaut. Und das ist das besondere am Kibbutz Kfar Masaryk. Normalerweise ist die Landwirtschaft die wirtschaftliche Basis. Dieser Kibbutz macht es aber andersherum. Nach den Nürnberger Gesetzen 1935 durfte kein Geld, sondern nur noch Waren ausgeführt werden. Juden und Sponsoren kauften eine ganze Ziegelfabrik in Deutschland, die dann nach Palästina transportiert wurde, um im Kibbutz wieder aufgebaut zu werden und den Menschen, die gespendet hatten, Beschäftigung zu geben.

Ab 1940 konnte man im Kibbutz Kfar Masaryk wohnen. Die landwirtschaftliche Lage hatte sich verändert: es gab nun Kuh- und Hühnerställe. Durch die Staatsgründung 1948 und dem damit verbundenen Abzug der Engländer, wurde alles Land zu jüdischem Staatsboden. Das ermöglichte die Benutzung besserer Felder im Norden. Statt Landwirtschaft setzte man zunächst auf Fischzucht, da diese keine großen Landflächen in Anspruch nahm und trotzdem einen guten Profit erwirtschaftet. Jahre später, nach der Stilllegung der Fischzucht, stellte man fest, dass das aussickernde Wasser der Zucht die salzige und unfruchtbare Schicht des Tonbodens weggespült hatte. Das war eine Voraussetzung für den nun fruchtbaren Boden. Es konnte Landwirtschaft in ihrer ganzen Breite betrieben werden. Heute besteht sie aus sechs Hauptzweigen: Hühner- und Kuhstall, Fischzucht, Avocado-Plantagen, Feldarbeit (Tomaten), Baumwolle.

1942 kam Jacob nach Kfar Masaryk.

Für den zweiten Weltkrieg ist Zement sehr wichtig gewesen. England war ein Großabnehmer der roten Ziegel, die hier in der Fabrik produziert wurden. Nach Ende des Krieges war Zement wieder leichter zu kaufen und ohnehin einfacher zu verbauen. Daher war der Erwerb von Ziegeln nicht mehr rentabel. Die Produktion von Ziegeln wurde eingestellt.

Später lag der industrielle Fokus auf der Herstellung von Fernsehgeräten. Im Kibbutz Kfar Masaryk entstand die erste Fabrik für TV-Technik in Israel. Heute wird keine Technik für Fernsehgeräte mehr hergestellt. Es liegt das Hauptaugenmerk auf Pappmaterial für Flüssigkeiten.

Das soziale Leben im Kibbutz erinnert an Sozialismus. Die Idee von einem Kibbutz ist der Aufbau einer kollektiven Siedlung auf kommunistischer Basis. Alle Löhne jeglicher Arbeit werden in eine Gemeinschaftskasse eingezahlt und jedes Kibbutz-Mitglied erhält den gleichen Lohn. Zu Beginn war dieser Ansatz schwer umzusetzen, da nicht viel Geld vorhanden war. Die Menschen lebten in Baracken und Zelten. Als genug Geld für eine Veränderung erwirtschaftet war, investierte man es unter anderem in Kinderhäuser, in denen Kinder temporär getrennt von ihren Eltern aufwuchsen (elektrisches Licht, Heizung). Ein weiterer Grund für die Kinderhäuser war ideologischen Ursprungs: Die Kinder konnten so zum Sozialismus erzogen werden, um das kollektive Leben später fortzuführen.

Um 1990 geschah der sogenannte „Aufstand der Mütter“, die sich dagegen aussprachen, getrennt von ihren Kindern zu leben. Seitdem hat sich das Leben im Kibbuz dahingehend verändert, dass es heute nur noch einen Kindergarten gibt. Jede weitere Art der Bildung findet außerhalb des Kibbuz statt. Auch die Wahl der Kleidung und das Haushaltsbudget der Kibbuzniks haben sich freier gestaltet, sodass eine Individualisierung auf westliche Art erfolgen kann. Heute bleiben nur ca. 50 % der im Kibbuz aufgewachsenen Jugendlichen im Kibbuz. Aufgrund der steigenden Anzahl akademischer und ansprechender Laufbahnen bleibt die Jugend dem Kibbuz fern. Daher befinden sich die Kibbuze in einem strukturellen Wandel.

Für uns war das Gespräch ein interessanter Einblick in die Welt von Kfar Masaryk und dessen Geschichte. Die persönlichen Erzählungen von Seef Jacob haben uns bewegt und uns nachdenklich zurückgelassen. Er sieht uns wie die Generation vor dem Holocaust, genau wie sie, sieht er uns nicht als Verbrecher. Jedoch hinterlässt er uns mit der Frage, die wir uns oft auf unserer Reise stellen mussten: Wie war das möglich?

Wie die Zukunft der Kibbuze verläuft, ist ungewiss. Seef erzählt uns, dass es 280 Kibbuze in Israel gibt. Noch etwa 80 von ihnen wirtschaften wie Kfar Masaryk und zahlen alles in eine Gemeinschaftskasse. In den anderen haben sich die wirtschaftlichen Grundlagen verändert: man kann das eigene Geld behalten, finanziert aber ein Mindestbudget für Rentner und Kranke. Auch in Kfar Masaryk hat die Diskussion über das eigene Selbstverständnis begonnen.

## 6.1 Erinnerungen

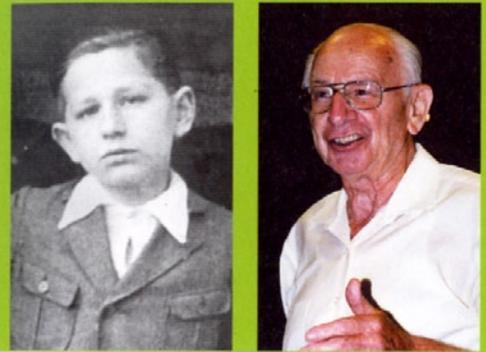
### *Seef Jacob*

Da sind wir zum Monat November gekommen und ich hatte es ganz vergessen, aber jemand erinnerte mich daran: Vor siebzig Jahren, im November 1938, verließ ich Deutschland und emigrierte nach Palästina. „An was erinnerst du dich noch?“ fragt man mich. Und ich erinnere mich, wie konnte ich mich nicht erinnern?

Man sagte uns: „Ihr fahrt mit der Bahn nach Italien, am Bahnhof in Triest wird man euch erwarten.“ „Wie wird man uns erkennen?“ fragten wir besorgt. „Keine Bange,“ war die Antwort, „bleibt mit euren Koffern zusammen und so wird

### Information zur Biographie Seef Jacob

Aus dem Buch: G. Maierhof/C. Schütz/ H. Simon, Aus Kindern wurden Briefe, Berlin 2004



**Willi Jacob – Seef Jacob**  
geboren am 5. Mai 1923 in Berlin.  
Er verließ Berlin mit der Jugend-  
Alija im November 1938 im  
Alter von 15 Jahren

Willi wuchs in Niederschönhausen auf. Die Familie – Willi hatte noch zwei Geschwister – wohnte in der Treskowstraße. Der Vater Leopold Jacob war Fleischer und arbeitete in einem Laden in der Oranienburger Straße gegenüber der Synagoge. 1923 musste der Laden schließen und der Vater wurde arbeitslos. Da er keine Arbeit mehr finden konnte, machte er sich selbstständig: Er kaufte eine Personenwaage, stand auf den Straßen Berlins und wog Passanten. Damit ernährte er sich und seine Familie. Die Mutter Charlotte war Hausfrau. Willi war Mitglied im Haschomer Hazair, einer zionistischen Jugendorganisation, die den Idealen der Pfadfinder sehr verbunden war. Durch die Jugendbewegung erfuhr er von der Jugend-Alija.

Nach seiner Hachschara in Rüdnitz konnte er Berlin, zwei Tage vor dem Novemberpogrom, am 7. November 1938 verlassen. Er kam in einen Kibbuz nach Gan Schmuel. Dort änderte er seinen Namen in Seef. Einige Jahre später war er Mitbegründer des Kibbuz Kfar Masaryk. Seef arbeitete als Produktionsleiter in der Ziegelfabrik des Kibbuz, anschließend als administrativer Leiter einer Schule und zuletzt als Verkäufer. Er gründete eine Familie und lebt heute mit seiner zweiten Frau im Kibbuz Kfar Masaryk in der Nähe von Haifa.

Willis Bruder Heinz, geboren 1915, hatte Berlin ebenfalls mit der Jugend-Alija verlassen, die Schwester Gerda, geboren 1919 kam nach England. Nachdem alle Kinder im sicheren Ausland waren, wählten die Eltern von Willi Jacob am 21. Mai 1940 den Freitod. Sie wurden auf dem Friedhof Weißensee beerdigt.

man euch erkennen.“ Und so trafen wir uns am Bahnhof in Berlin, vier fünfzehnjährige Kinder, Mitglieder des Jugendbundes Haschomer Hazair, die im Rahmen der Jugendalijah nach Palästina auswandern.

Wir stehen am Bahnsteig neben dem wartenden Zug. Die Zeiger der großen Uhr rücken unbarmherzig vorwärts. Wir müssen Abschied nehmen. Die Eltern weinen. Wir halten die Tränen zurück, um stark zu erscheinen. Wir steigen ein und lehnen uns an die Wagenfenster. Die Uhr zeigt die genaue Zeit. Ein Pfiff der Lokomotive, und mit deutscher Pünktlichkeit ruckt der Zug an. Ein letztes Winken und die Bahnstation mit unseren Eltern versinkt im Schatten der Nacht. Wir bleiben alleine mit dem dunklen Gefühl, dass es ein Abschied für immer ist.

Früh am Morgen hält der Zug in München. Der Lautsprecher verkündet: Eine halbe Stunde Aufenthalt. Wir gehen auf den

Bahnsteig und treffen noch zwei Mädchen unserer Gruppe, die aus Dresden angekommen sind. Wir kennen sie aus dem Vorbereitungslager in Rüdnitz, das vom Haschomer Hazair organisiert wurde und in dem wir im Frühling 1938 einen Monat verbrachten.

Wir schlendern langsam den Bahnsteig entlang, kommen zu einem Zeitungskiosk und bleiben erschrocken stehen. Auf der ersten Seite aller Zeitungen riesige Schlagzeilen: Attentat in der Deutschen Botschaft in Paris, von einem Juden verübt. Der deutsche Diplomat Ernst von Rath ringt mit dem Tod. Es wird uns dunkel vor den Augen. Unsere Lebensjahre in Deutschland haben uns gelehrt, dass so etwas nicht ruhig verlaufen kann, obwohl wir uns die Größe des kommenden Unheils, das die Juden Deutschlands am nächsten Tag erwartete, gar nicht vorstellen konnten.

Die Bahn fährt weiter südwärts. Wir sind jetzt sechs verängstigte Kinder in einem Coupe, die einander ratlos anschauen. Nach einigen Stunden hält der Zug an der Grenzstation. Zwei Beamte kommen in unser Coupe. Sie tragen keine Uniform, nur das Abzeichen der nationalsozialistischen Partei steckt am Rockaufschlag. „Pässe!“ Wir reichen die Pässe.

Auf der ersten Seite ist ein großes rotes „J“ gestempelt, um zu betonen, dass der Besitzer des Passes Jude ist. Im Oktober 1938 wurden wir gezwungen zum Passamt zu gehen, damit das rote „J“ in unseren Pass gestempelt wird (gegen Bezahlung).

Die Beamten blättern in unseren Pässen und kommen zur letzten Seite. Sie finden das Zertifikat, die Einwanderungserlaubnis nach Palästina, die wir vom Britischen Konsulat erhielten. Sie geben uns die Pässe wortlos zurück und verlassen das Coupe. Warum wurden die Koffer nicht kontrolliert? Man verlässt doch Deutschland nicht ohne Gepäckkontrolle. Also ist es uns klar, dass man nicht beabsichtigt, uns über die Grenze zu lassen.

Wir zittern vor Furcht. An der Bahnstation in Triest wird man umsonst auf uns warten. Unsere Eltern werden glauben, wir wären auf dem Wege nach Palästina, und statt dessen werden wir im Konzentrationslager sitzen. Kein Transportleiter und kein Erwachsener ist mit uns. Sechs fünfzehnjährige Kinder sitzen im Eisenbahnwagen von Furcht ergriffen und erwarten ihr Schicksal.

Plötzlich rückt der Zug an, fährt ungefähr fünfzig Meter und hält wieder an. Wir sind sicher – jetzt holt man uns raus. Stille, machtlos blicken wir einer auf den anderen auf die kommenden Schritte wartend.

Schließlich nähert sich einer von uns zögernd dem Fenster und blickt heraus. „Seht euch mal diese Uniformen an,“ sagt er, „das sind doch nicht unsere Uniformen!“ In diesem Moment dachte er gar nicht daran, was es heißt „unsere“.

Wir drängeln uns zum Fenster und sehen ein großes Schild mit dem Namen der Station. Man kann den Namen überhaupt nicht entziffern, bis jemand schreit: „Wir sind in Jugoslawien!“ Ein Stein fällt uns vom Herzen, wir befinden uns nicht mehr auf deutschem Boden.

In ausgelassener Laune erreichen wir Italien und schiffen uns für unsere Reise nach Palästina ein. Es gilt eine neue Lebenslage zu bewältigen. Und in derselben Nacht brennen hunderte Synagogen in ganz Deutschland, und tausende Juden werden in Konzentrationslager eingesperrt: Die Kristallnacht.

**Veröffentlicht im Lokalblatt des Kibbutz Kfar Masaryk im November 2008 in Hebräisch und in „Aktuell“ der Stadt Berlin im Juni 2009 in Deutsch.**

## 6.2 Neuland

*Seev Jacob*

Wir waren Pioniere der Industrie in der Kibbutzbewegung. Andere Kibbutzim entwickelten erst ihre Landwirtschaft und nur nach vielen Jahren gründeten sie auch Fabriken in ihren Siedlungen. Wir machten es umgekehrt. Erst errichteten wir eine Fabrik und daneben versuchten wir uns in der Landwirtschaft. Als die ersten Mitglieder unseres Kibbutzes zu dem kleinen Fluss Naaman an der Küstenebene südlich der arabischen Stadt Akko kamen, glaubten die Funktionäre der Ansiedlungsinstitute nicht an die Möglichkeit einer rentablen Farm auf dem wenigen Boden, den der jüdische Nationalfond „Keren Kajemet Le'Jisrael“ gekauft hatte. Es waren teilweise Sanddünen und teilweise salziger Sumpfboden.

Aber wir waren doch Idealisten und glaubten an die Zukunft. Bodenanalysen ergaben, dass man aus dieser Erde, mit Meeressand gemischt, gebrannte Ziegel produzieren kann. Es waren die dreißiger Jahre, und Juden in Deutschland suchten Wege ihr Kapital zu retten. Geld konnte man schon nicht mehr aus Deutschland ausführen, Maschinen ja. Die sogenannten Transferenten kauften eine komplette deutsche Ziegelfabrik und schickten sie nach dem damaligen Palästina. Zusammen mit den Transferenten, die mit ihren Maschinen ausgewandert waren, bauten wir die Fabrik und nannten sie nach dem Namen des Flusses „Naaman“. Wir und noch andere junge Kibbutzim lebten in den ersten Jahren der Ansiedlung von dieser Fabrik. Viele Jahre schwebten die Wagen der Drahtseilbahn, die den Sumpf überquerte, ostwärts zur Rohmaterialstation und kamen mit Erde gefüllt zurück, und vom Westen kamen Wagen mit Sand gefüllt. Im Laufe der Jahre produzierten wir viele Millionen rote Ziegel, ein wichtiges Baumaterial in den Zeiten des zweiten Weltkrieges, als der Zement knapp wurde.

Jeden Morgen gingen wir zur Arbeit, wer in die Ziegelfabrik „Naaman“ und wer in die wenigen Felder ostwärts des Kibbutzes bei dem Versuch von dem kargen Boden etwas zu ernten. In jenen Jahren herrschten noch die Engländer in Palästina und sie behinderten soviel wie möglich jedwede Ansiedlung der Juden. Das Bodengesetz beschränkte den Bodenkauf und das Wassergesetz beschränkte das Wasserschöpfen in gewissen Gebieten und verbot es ganz in anderen. Auch um den Boden, der vom jüdischen Nationalfond „Keren Kajemet Le'Jisrael“ gekauft war, musste man kämpfen. Manchmal saßen auf ihm arabische Pächter, bearbeiteten ihn oder weideten ihre Schafe auf ihm und waren nicht bereit ihn zu ver-

lassen. Oft kam es zu blutigen Zusammenstößen.

Auch ich ging in jenen Jahren jeden Morgen zu meiner Arbeit in der Ziegelfabrik „Naaman“. Ich bediente den Bagger und grub die Erde aus, aus der die Ziegel gepresst wurden. Im Winter versank ich im Schlamm, konnte aber herrliche Narzissen pflücken, die damals massenhaft im Sumpf wuchsen und noch nicht naturgeschützt waren. Im Sommer atmete ich frische Luft, ganz wie unsere Feldarbeiter.

Nach einigen Jahren avancierte ich zum Maschinisten des Kraftwerkes der Fabrik. In jenen Tagen war die Versorgung mit elektrischem Strom noch mangelhaft und die Planer der Fabrik wollten sich nicht auf die Elektrizitätsgesellschaft verlassen. Eine 350-PS-Dampfmaschine trieb alle Maschinen über eine Transmission an, ein etwas veraltetes System, aber es arbeitete. Heute kann man mit einem mittelgroßen Dieselmotor dieselben 350 PS erhalten, aber es gab eben Zeiten, in denen man dazu riesige Dampfmaschinen brauchte.

Jeden Morgen stand ich früh auf, um den Dampfkessel zu heizen, die Dampfmaschine eine Stunde später vorsichtig auf Touren zu bringen, und wenn ich pünktlich um 6.30 Uhr die Dampfsirene heulen ließ, liefen alle Maschinen in drei Stockwerken auf vollem Leerlauf, von „meiner“ Dampfmaschine angetrieben. Die Wagen der Drahtseilbahn fuhren hin und zurück, die große Mischmaschine, der sogenannte Kollergang, begann zu rollen und dröhnte dumpf, und die Ziegelpressen spieen tausende Ziegel aus.

Auch unsere Feldarbeiter waren nicht müßig, pflügten und säten und entwickelten Schritt für Schritt unsere Farm. Von Zeit zu Zeit übergab uns der jüdische Nationalfond „Keren Kajemet Le'Jisrael“ ein neues Stück Land zur Bearbeitung, Land, das eben von einem arabischen Feudalherren gekauft war. Wie gesagt, auf solchen Böden saßen oft arabische Pächter, und das erste Pflügen wurde ein Streitpflügen.

Es war damals etwas unruhig in unserer Gegend. Im Kampf gegen die Malaria, von der wir auch viel litten, hatten die Engländer beschlossen, das Flussbett des Naaman zu erweitern, um Überschwemmungen in der Regenzeit zu verhindern. Sie brachten hunderte arabische Tagelöhner aus den Nachbarländern, die am Fluss arbeiteten und dort auch übernachteten. Wir befürchteten zu Recht, dass im Falle eines Zusammenstoßes mit den arabischen Pächtern beim ersten Pflügen des neuen Ackerlandes diese Tagelöhner sich einmischen würden.

An jenem Morgen, über den ich gerade erzähle, saß ich am Eingang der Dampfmaschinenhalle und blätterte in einer Zeitung, ein Auge auf dem Dampfdruckmesser, dem Wasserstandmesser und noch einigen Messinstrumenten. Ich hörte das ständige Summen des breiten Antriebsriemens, der die Antriebskraft von der Dampfmaschine auf die Transmission übertrug, die wiederum alle Maschinen in drei Stockwerken antrieb. In der Ferne konnte ich einen Teil der Drahtseilbahn sehen und so wusste ich, dass die Wagen hin- und zurückfahren – ein ganz gewöhnlicher Morgen.

Ich war überrascht, als gegen zehn Uhr ein Reiter auf einem Schimmel angaloppiert kam und vor dem Eingang der

Maschinenhalle anhielt. Er beugte sich zu mir herunter und schrie etwas, aber wegen dem ständigen Summen aus der Maschinenhalle konnte ich ihn nicht verstehen. Ich stellte fest, dass der Reiter mein Jugendfreund Meir Schapir (einstmals Ludwig Besser) war, den ich schon aus der Jugendbewegung Haschomer Hazair in Berlin kannte, und mit dem ich einen Tag vor der berühmten Reichskristallnacht ausgewandert war. Wir lebten zusammen im Kibbuz Kfar Masaryk. Er sprang von seinem Pferd und ich näherte mich ihm, um zu hören, um was es geht.

„Gib Alarm,“ schrie er und seine Augen sprühten Feuer, „wir haben einen Zusammenstoß mit den Arabern in den Feldern.“

Ich schaute ihn etwas erstaunt an. Streitereien in den Feldern sind noch kein Grund für einen allgemeinen Alarm. Wenn ich die Sirene heulen lasse, werden hunderte Arbeiter der beiden Fabriken „Naaman“ und „Askar“ die Arbeit unterbrechen, und damals nahm man die Arbeit noch sehr Ernst. „Wer übernimmt die Verantwortung für den Alarm?“ fragte ich Meir, „jemand muss mir doch die Instruktion geben.“

„Man tötet unsere Kameraden in den Feldern,“ schrie er wütend, „die arabischen Tagelöhner haben sich eingemischt und du fragst, wer übernimmt die Verantwortung. Du übernimmst die Verantwortung. Gib endlich Alarm!“

Ich zögerte noch, aber Meir trieb mich zur Eile an: „Schnell, schnell, jede Minute ist jetzt teuer!“ Resigniert zog ich die Schultern hoch und gab es auf, ging zur Dampfmaschine, öffnete ein kleines Dampfventil und zog die Kette der Sirene.

Ein langes Sirenengeheul zerriss die Stille des Morgens, fünf Sekunden Pause und ein zweiter Pfiff, fünf Sekunden Pause und ein dritter Pfiff. Die ersten Arbeiter ignorierten die Tafel „Eintritt verboten“ und stürzten in die Maschinenhalle zu erfahren, was hier los ist. Ich zeigte auf Meir, der sein von der Sirene erschrockenes Pferd zügelte, und schloss das Hauptdampfventil. Die Dampfmaschine verlangsamte das Tempo und hielt an. Das Feuer im Dampfkessel musste jetzt schnell gelöscht werden, aber trotzdem stieg der Druck im glühenden Kessel und öffnete die Sicherheitsventile. Mit ohrenbetäubendem Getöse strömte der Dampf aus.

Im Terrain der Fabrik gab es ein wildes Durcheinander. Jeder suchte eine „kalte Waffe“. Feuerwaffen durfte man in der Zeit des britischen Mandates gar nicht besitzen und natürlich auch nicht benutzen. Wer mit einer Waffe gefasst wurde, kam für lange Zeit ins Gefängnis. Im Lagerraum der Fabrik gab es hölzerne Hacken- und Spatenstiele, die sofort verteilt wurden. Andere fanden kurze Rohre oder Eisenstücke in der Schlosserei, und wer so bewaffnet war, kletterte auf zwei leere Lastautos, die auf das Aufladen der Ziegel warteten.

Die drei Sirenenpfeife hatte man gut in der Gegend gehört. Damals gab es noch keine anderen Fabriken in der Umgebung Akkos, und keine Sirene, außer der Naamansirene, war zu hören. Unsere Kibbuzmitglieder zu Hause, in den Feldern und im Gemüsegarten hatten die drei Alarmpfeife gehört und gingen in „Bereitschaft“. Auch die Araber, die unsere Leute

überfallen hatten, hatten die Sirene gehört und verstanden ihre Bedeutung. Als die zwei Lastautos angestürmt kamen, wichen sie zurück. Wir sammelten unsere Verwundeten und brachten sie in die Erste-Hilfe-Station des Kibbuzes, und die Schwerverwundeten wurden ins Krankenhaus überführt. Ein neuer Traktorist kletterte auf den verlassenen Traktor, neue Wächter patroulierten die Felder und weiter wurde gepflügt, Furche nach Furche – Neuland.

**Veröffentlicht im Lokalblatt des Kibbuz Kfar Masaryk im März 1980 in Hebräisch. Ins Deutsche übersetzt für „Jüdische Lebensbilder aus Pankow“.**

## 7 Einige Stimmen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Ende der Reise

**Alex Ruhnow:** „Ich habe mich über den Zusammenhalt innerhalb der Gruppe gefreut und darüber, dass wir im Kibbuz übernachteten und so einen Einblick ... gewinnen konnten. Mich überrascht es auch immer wieder, wie unvoreingenommen und positiv die Resonanz ist, wenn wir auf Juden treffen und sie erfahren, dass wir aus Deutschland kommen, denn man kann das Geschehene nicht rückgängig machen ... Wir sollten unsere Scham fallen lassen ... und ein neues Zeitalter ohne Rassismus mit Toleranz und einer gewissen Neugier beginnen.“

**Hanna Krężlewska:** „Was ich nicht vergessen werde, ist einerseits die einzigartige Besichtigung des Heiligen Landes, andererseits die Konfrontation mit der Vergangenheit.“

**Diane Aretz:** „Das Land ist so vielfältig ... und die Begegnungen sowie die unterschiedlichen Landschaften beeindruckend. Die letzten 12 Tage waren einmalig und mit keiner anderen Reise vergleichbar. Die Eindrücke und Erfahrungen, die ich hier erlebt habe, werde ich in mir tragen und mich gerne daran zurückerinnern.“

**Christoph Rösman:** „Die Begegnungen mit israelischen Jugendlichen, Journalisten und anderen Gesprächspartnern brachten mir wertvolle und interessante Eindrücke, die ich nie vergessen werde.“

**Jonathan Dibbert:** „Vielen Dank für die Möglichkeit, zu lernen, wie Juden, Christen und Moslems zusammenleben und warum es einen "Israel-Konflikt" gibt und warum dies der wichtigste zu lösende Konflikt ist. Die Begegnungen waren ein besonderer Teil der Reise, den ich nicht vergessen werde.“

**Lars Hülsmann:** „Den stärksten Eindruck hat die Gedenkstätte "Yad Vashem" gemacht, die Beklemmung und die Gedenkstätten für die "Gerechten unter den Völkern" oder das Kindermemorial sind beeindruckend, genauso wie die Erkenntnis, dass inzwischen - trotz Holocaust - ein gutes Verhältnis ... entstehen kann. Daneben war auch das Land und die Bevölkerung beeindruckend.“

**Ruth Decker:** „Mich hat es am meisten begeistert, dass ich durch Begegnungen mit Israelis vor Ort, das Land Israel und die Verbindung zu Deutschland und der deutschen Geschichte besser kennen gelernt habe. Ich werde nie die verschiedenen Gefühle und Eindrücke vergessen, die diese Reise in mir geweckt haben und sie in meiner Arbeit als Religionslehrerin mit einbeziehen.“

**Gordelia Ruhnow:** „... Die herzliche Aufnahme im Jugendzentrum in Netanya, die persönlichen Gespräche und Informationen erfolgten ohne Berührungängste. Durch die unterschiedlichen Aufenthaltsorte hat man 'Land und Leute' sehr intensiv kennengelernt. Es sind sehr viele Eindrücke, die ich erst einmal verarbeiten muss ...“

**Carina Rohden:** „Reisen bildet, Reisen prägt und Reisen verbindet! So könnte der Slogan für unsere wunderschöne Bildungsreise nach Israel lauten. Die Gespräche mit Journalisten, verschiedenen Einwohnern und auch die innerhalb unserer Gruppe, sowie die Vielfältigkeit dieses farbenfrohen Landes haben mich so beeindruckt, dass ich mit Sicherheit auch noch in fünfzig Jahren in meinem Umfeld davon berichten werde!“